

*Diskussionsbeitrag von Petr Pithart, Prag*

*Die Wandlungen der tschechischen Identität und „unsere Geschichte“*

Einige Tage vor dem letzten 28. Oktober als Staatsfeiertag der Tschechoslowakei, also im Herbst 1992, wurden in das Ballhaus der Prager Burg einige tschechische Gelehrte eingeladen – die Auswahl war anscheinend mehr oder weniger zufällig –, um zu benennen, was bald Wirklichkeit werden sollte, denn die Zeit des Staatszerfalls war so zuverlässig, wie das Ende der Sommerzeit geplant. Der tschechische Staat war kurz vor seinem Entstehen, aber das, was bei jenem naßkalten Wetter vorherrschte, war Verlegenheit. Die Elternschaft war umstritten. Das Bürgerliche Institut, ein Ableger der konservativ-liberalen Partei ODA, rief damals, unter Beteiligung des Staatspräsidenten, zur Debatte über die Idee der tschechischen Staatlichkeit auf.

Der Abschlußbericht der Historikersektion (außer ihnen zerbrachen sich auch noch Philosophen, Theologen, Rechtsgelehrte und Männer aus der politischen Praxis den Kopf) präsentierte jedoch keine Idee: „Der tschechische Staat entsteht eigentlich ungewollt, vor allem deswegen, weil er das Recht des slowakischen Staats auf Selbstbestimmung anerkennt. Wenn seine Entstehung nicht von Triumph begleitet wird, fragen wir uns, ob das nicht eigentlich seine große Chance ist.“ Die Idee, der Sinn, die Aufgabe, die Sendung – nichts entstammte aus der traditionellen Ausstattung der tschechischen Identität.

Die damalige Erklärung des Grundes für die Entstehung eines tschechischen Staates, jenes geradezu großzügige Schaffen eines Raumes für den Emanzipationsbedarf der Slowaken, wird als die Staatsidee wahrscheinlich vielmehr nicht bestehen, aber deshalb habe ich den ersten Satz des Berichts nicht zitiert. Vielmehr deshalb, damit wir überlegen, ob es sich um einen Auftrag zur Nüchternheit oder um die Pathetisierung einer Leere handelt.

Es scheint in der Tat, daß wenigstens für einige Zeit die Zeit der Fragen aufhörte, wie z. B. – unter vielen anderen – die Frage Schauers, Masaryks „Tschechische Frage“ und zuletzt Patočkas Frage „Was sind die Tschechen?“. Der Philosoph Karel Kosík versuchte 1968 erneut zu begreifen, in welchem Sinn die tschechische Frage eine Weltfrage darstellt, aber unmittelbar darauf fügte er kurz hinzu, daß ihre praktische Überprüfung eine slowakische Frage ist. Er hatte recht, die slowakische Frage war unsere letzte Frage – auf die wir leider so antworteten, wie wir es eben vermochten. Und so haben wir überhaupt mit Fragen aufgehört, und damit legten wir auch gleichzeitig einen bestimmten Typ tschechischer, mitteleuropäischer Identität ab.

Vorgestern sagte der Soziologe, Kollege Musil: „Die Tschechen haben keine Probleme mit sich selbst.“ Irgendein anderer drückte dasselbe folgendermaßen aus: „Die tschechische Identität ist zweifelsfrei.“ Ich weiß aber nicht, in welchem Sinne die Identität in Mitteleuropa zweifelsfrei sein kann. Ich weiß nämlich nicht, ob es sich nicht um einen Widerspruch handelt. Die Identität, wie hier einmal erwähnt wurde, setzt einen Konfliktkontakt, Konfliktkontakte voraus, ist also immer auch eine Abgrenzung gegen andere. Die Identität wird oft mit irgendeiner zeitlichen Not verbunden – mit Unsicherheit oder wenigstens mit einem Mangel an Sicherheit, und so ein Mangel ist gleichzeitig auch mit Zweifel verbunden. Die tschechische Identität war durchweg

eine Frage nach der Identität, war Artikulation dessen, daß Identität nicht immer eine selbstverständliche Tatsache ist, war eine Furcht um die Identität. Sie war eine Frage und in diesem Sinne in der Regel auch ein Anspruch und eine Herausforderung. Wir Tschechen sind aber heute im gewissen Sinne *beati possidentes* – wir sind endlich allein in den großen Zimmern historischer Grenzen, und die, die wir auf Grund natürlichen Rechts vor einem dreiviertel Jahrhundert zu Hilfe riefen, d. h., um mehr zu sein, die sind von uns endlich gegangen, mit ihren Wirren und ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit.

Im Ballhaus sagte Jan Křen auch: „Der neue tschechische Staat wird ein Nationalstaat sein.“ Bezeichnenderweise rief dies im ersten Augenblick nahezu Entrüstung, ja Proteste hervor, als ob er ein ordinäres Wort ausgesprochen hätte, obwohl er nur die evidente Wirklichkeit benannte, die aber kaum jemand zugeben wollte. Paradoxiereise haben wir nämlich durch die Bemühung, zunächst eine kleine „Schweiz“ zu werden, dann durch den Tschechoslowakismus als Konzept der politischen Nation und schließlich in den letzten Jahren durch Bevorzugung des bürgerlichen Prinzips gegen den zurückgebliebenen slowakischen Patriotismus überraschenderweise genau das Gegenteil erreicht – als ob wir in einem äußerst anstrengenden Marsch zum Nordpol schließlich am Südpol angekommen wären. Wir werden also nie mehr die Schweiz sein. Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß wir offensichtlich auch nie mehr eine politische Nation sein werden – diese Chance blieb für unsere zurückgebliebenen patriotischen Brüder-Nationalisten im Osten dagegen paradoxerweise offen. Sie haben dort nämlich ihre Ungarn, vor ihnen steht die Herausforderung. Und ich erlaube mir zu behaupten, daß wir also nicht einmal das Ziel des bürgerlichen Prinzips als ersehnte Basis einer humanen Gesellschaftsorganisation, eines Staates erreicht haben. Bestenfalls haben wir dies versäumt.

Kollege Macura sagte vorgestern, daß wir zwar zu einem auf dem bürgerlichen Prinzip gegründeten Staat gereift sind, aber daß uns dies nichts kostete. Ich gehe weiter und sage, daß das Erreichen eines Konsens über das bürgerliche Prinzip nicht kostenlos sein kann – wenn es nichts kostete, dann haben wir offensichtlich etwas anderes erreicht, dann besteht aber die Frage, worum wir uns in Wirklichkeit bemüht haben, ob wir uns nicht etwas eingeredet haben, wenn wir von der Schweiz sprachen, über die politische Auffassung des tschechoslowakischen Volkes und vor kurzem über das bürgerliche Prinzip. Deswegen kam offenbar diese überraschte, verlegene Reaktion auf Křens Bemerkung.

Das bürgerliche und das nationale Prinzip als zwei mögliche Prinzipien, auf denen die Gründung eines Staates möglich ist, sind nämlich keine gleichrangigen Prinzipien, es sind keine zwei Möglichkeiten, die nebeneinander bestehen, sondern zwei Stufen in hierarchischer Beziehung. Das bürgerliche Prinzip bedeutet positive Überwindung, ein Miteinbeziehen und keinesfalls eine Absage an das nationale Prinzip, es ist zivilisiert durch kulturelle Anstrengung, nämlich Konsens über einen gemeinsam gefundenen gemeinsamen Nenner. Aber wir Tschechen haben nichts überwunden, es kostete uns nichts; kurz gesagt, am Ende unseres paradoxen Weges zum bürgerlichen Prinzip, zur politischen Volks-Identität erwartete uns der Nationalstaat, ethnisch gesäubert wie sonst kaum einer in Europa.

Wie haben wir dieses Ziel nur erreicht, zu dem wir uns durch unser besseres „Wir“

nie bekannt haben? Da ist zwar noch eine Frage, aber sie ist, wie ich befürchte, nur mehr in die Vergangenheit gerichtet. Durch den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie hat sich die Zahl unserer Nachbarn in dem Haus, das wir bewohnten, zum ersten Mal radikal verringert. Und vom Jahr 1938 an sind wir dann allmählich – unter verschiedensten miteinander nicht vergleichbaren Umständen – um alle Mitbewohner im Staatshaus Tschechoslowakei gekommen: zunächst um die Juden, dann um die Ruthenen, um die Deutschen und schließlich um die Slowaken und mit ihnen um die Ungarn. Zum ersten Mal in acht Jahrhunderten sind wir im Staatshaus, das wir bewohnen, egal wie sich seine Form und innere Organisation geändert hat, allein. Mit jedem Krieg in diesem Jahrhundert, von denen der dritte glücklicherweise nur ein kalter war, schoben wir uns immer ein Stück näher in Richtung auf ethnische Homogenität. Schieben ist das richtige Wort: Es ermöglicht, sowohl aktive als auch passive Bewegung einzuschließen. Ich sage dies nicht deswegen, um irgendwie den Richter zu spielen. Aber ich muß mich leider fragen, was dies für ein bürgerliches Prinzip ist, das keine Überwindung von nationalem Partikularismus darstellt, sondern Ergebnis einer Grenzverschiebung oder sogar Übersiedlung einer Bevölkerung, kurz ethnischen Säuberung ist.

Kollege Kárník zog gestern in Zweifel, ob Großbritannien eine politische Nation sei, wenn sich zur britischen Identität nur eine Minderheit von Engländern, Schotten und Walisern bekennt? Ich denke, daß eben das eine politische Nation ist, was verschiedene Völker oder ihre Teile zusammenhält, wenn sie freilich durch die Anziehungskraft politischer Institutionen zusammengehalten werden, z. B. der Verfassung, ob nun niedergeschrieben oder nicht, der Rechtsordnung und überhaupt der Rechtsherrschaft, *rule of law*. Die Schotten bekennen sich mehr zu ihrem Schottentum als zur britischen Nationalität, die Waliser zu ihrer walisischen Herkunft, nur bei den Engländern steht es etwa bei 50 %, aber das Land hält immer noch zusammen. Dies ist ein politisches Volk, keineswegs aber das heutige „Tschechien“.

Die tschechische Identität mußte sich im Laufe dieser Verschiebungen zur ethnischen Homogenität umwandeln. Die Historiker im Ballhaus mußten wahrhaftig feststellen, daß sie keine Stimmen, keine Aufforderungen hören. Zum Glück widerstanden sie allen Versuchungen und behielten einen nüchternen Verstand. Aus Not gehörte es sich allerdings, in dieser schweren Stunde, Tugend zu machen: Also sprachen sie über die große Chance, die darauf beruht, daß wir mit beiden Beinen auf dem Boden stehen und uns zu nichts zwingen lassen.

Ich denke aber, daß sie weder die Stimmen noch die Fragen gehört haben, die jene Tradition hervorrufen könnten, mit der wir gewohnt waren, zu leben. Sie hörten keine Fragen, jedoch die tschechische Identität war bis jetzt eben mit Fragen verbunden: Die tschechische Hymne beginnt mit einer Frage, und die großen Tschechen dienten ihrem Volke dadurch, daß sie rechtzeitig nach wichtigen Dingen fragen konnten, ob nun ihre Fragen diesem Volk gefielen oder nicht. Das Fragen hing eben damit zusammen, daß wir in unserem Haus nicht allein wohnten, daß wir auch die anderen sahen, daß wir sahen, wie sie uns sehen, und die Empfänglichsten unter uns sahen auch noch, wie wir ihre Sicht betrachteten. Wir lebten kurzum in einem Spiegelsaal – dieser Saal hieß Mitteleuropa. Der Spiegelsaal war gleichzeitig ein ebenso gefährlicher wie auch reicher Raum – oft war es dort voll von Scherben von den Spiegeln, die von

Menschen zerschlagen wurden, und oft floß bei diesem Zerschlagen auch Blut, aber niemals fehlten dort originelle Ideen, die Ideale und unwiederbringliche Weltansichten inspirierten, weil dort eben die Vielfalt, die Quelle des Reichtums, herrschte. Das Land der Spiegel, Mitteleuropa, war dazu noch vor gewisser Zeit eben das Stück Erde, wo sich bei weitem keine Mehrheit ihrer Majorität sicher war – alle nahmen da so ein bißchen die Stellung einer Minderheit ein, und das ist nicht nur ziemlich riskant, sondern gleichzeitig auch sehr inspirierend.

Die tschechische Identität war eine Problematisierung, Artikulation einer nicht vorhandenen Selbstverständlichkeit nationalen Daseins. Eine selbstverständliche Identität ist in Böhmen im besseren Falle ein Paradox, im schlimmeren ein Widerspruch, ja sogar Unsinn.

Heute sind wir also in unserem Haus allein. Eine Handvoll Deutsche und Polen ist noch übrig, die Roma werden allgemein weder als Nation noch als Nationalität betrachtet – eher als eine Art durch soziale Pathologie, respektive Kriminalität definierbare Gruppe. Mit den Nachbarn haben wir heute – übrigens ähnlich wie in der Zwischenkriegszeit – bestenfalls kühle Beziehungen. In letzter Zeit benutzt die tschechische Politik, wie es scheint, Polen und die Slowakei hauptsächlich dazu, um an deren Schwierigkeiten uns und der Welt zu beweisen, wie gut wir Tschechen sind. Am meisten aber verblüfft, daß ein ethnisch reines Tschechien nicht einmal unsere Landsleute in der Welt annimmt – Exulanten und Emigranten, Tschechen aus der Ukraine oder Kasachstan, Tschechen, die der Zerfall der Staates in der Slowakei überrascht hat. Ich spreche lieber gar nicht von Ausländern oder sogar von Ausländern anderer Rasse. Ich kann das nicht einmal betiteln – Nationalismus ist es ja nicht, der würde nach Kasachstan einen Kreuzzug schicken, um die Unsrigen dort zu befreien.

Die Thesen zur 5. Diskussion dieses Symposiums bieten – nach Jaroslav Strítecký – zwei Grundtypen von Zusammengehörigkeit, von Identitäten an: die Identifikation im Gegensatz zu anderen und die Identifikation des Willens zur Kommunikation als Mittel zur Überwindung eines Gegensatzes innerhalb der Gemeinschaft. Der zweite Typ von Zusammengehörigkeit wird als historisch noch nicht erfüllte Chance beschrieben, aber wo ist es notwendig, daß Gegensätze durch den Willen zur Kommunikation überwunden werden? Der Bruch mit den Slowaken war eben nicht nur ein Bruch mit den Slowaken, sondern auch mit der Aufgabe und der Gelegenheit, nicht allein in der Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit zu leben, sondern in der Offenheit und mit dem Willen zur Kommunikation. Kollege Hojda sagte, daß es heute möglich ist, auch den geringsten historischen Unsinn, die geringste zweifelhafte Tradition, das Symbol abzustauben, und siehe, man nimmt sich dessen sogar ein bißchen an, ein bißchen wieder nicht, und hauptsächlich regt dies niemanden allzusehr auf, niemandem macht es was aus. Das Urteil über das Barock, vor kurzem noch ein *casus belli*, ist angeblich unausgewogen – und ich denke, daß es lange so bleiben wird.

Mit dem Verlust jener Identität, die beunruhigenden, manchmal anspruchsvollen Fragen entsprang, ist die tschechische Ernsthaftigkeit in bezug auf Geschichte verlorengegangen. Jene abgestaubten Stereotypen sind heute eher so etwas wie ein privates Vergnügen, ein Hobby, weil sie keinen rasonierenden kulturellen, geistigen Raum zur Verfügung haben, wo sie in einem Echo widerhallen und zurückkehren würden – hier verstärkt, da übermoduliert, dort mit einer dissonanten Begleitung. Wir sind wie

in einer gut ausgepolsterten Schallkabine. In dieser nicht rasonierenden, weil homogenen und von der Umwelt sich isolierenden tschechischen Welt fehlt, wie es scheint, das Bedürfnis nach großen Bildern der Vergangenheit, das Bedürfnis großer Erzählungen, wie diese Bilder von der Theorie der Postmoderne bezeichnet werden.

Große Bilder nehme ich in der tschechischen Welt eben nur mehr dort wahr, wo alte oder erwachende neue Befürchtungen, Ängste anklingen, und zwar im Verhältnis zu den Deutschen. Ein Mangel an Selbstbewußtsein, der uns wie eine irrationale Komponente der heutigen slowakischen Seele, nämlich sozusagen ein Minderwertigkeitskomplex, bei politischen Verhandlungen so gestört hat, die dann niemals ganz sachlich verlaufen konnten, stellt gleichzeitig unser Problem in unserem Verhältnis zu den Deutschen, obwohl dies kaum einer zugibt, dar. Große Bilder sind da eher Alpträume und stellen ergiebige Nahrung für politische Demagogie dar. Ich sehe nur eine Abhilfe, aber ich befürchte, daß meine Ansicht bei weitem nicht allgemein geteilt wird.

Für eine der herrlichsten Episoden unserer Geschichte halte ich Masaryks Kampf gegen den vorgetäuschten oder aufrichtigen Glauben an die Echtheit der „Handschriften“. Masaryks Haltung hat mich als Tschechen immer mit Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein erfüllt. Der Mut und die Bereitschaft, auch über weniger glänzende Seiten unserer Geschichte zu sprechen, und auf der anderen Seite freilich der Mut, der Wille und die Bereitschaft, solchen Reden zu lauschen, das sind für mich die stärksten Quellen des Selbstbewußtseins. Wo dies alles fehlt, dort wächst die Angst, die große Augen hat.

Wie verstehe ich den Begriff – die Herausforderung „unserer Geschichte“? Die Geschichte ist die unsere in dem Sinne, daß wir uns zu ihr bekennen in ihrer Gesamtheit, daß wir sie oder Teile von ihr nicht ablehnen. In dieser Annahme einer Verantwortung auch dafür, was ohne unser persönliches Dazutun geschah, für die Sünden und Irrtümer auch unserer Väter und Großväter, sehe ich die Berechtigung des Adjektivs „unsere“ beim Substantiv „Geschichte“. In noch höherem Sinne wird es möglich sein, „unsere“ dann zu sagen, wenn diese Einstellung in unseren beiden Ländern überwiegt. Dies betrifft freilich weit mehr „uns als einzelne“ als „uns im Sinne von Volk“. Die Politiker müssen wohl umsichtig das berücksichtigen, wie weit der andere mit einer solchen Verantwortungsübernahme fortgeschritten ist. Das ist glücklicherweise das, was wir außer acht lassen können, ja sogar müssen. Wenn wir uns danach richten würden, wie weit der andere in der Erkenntnis der eigenen Verantwortung und seiner eventuellen Schuld gekommen ist, dann wird es kein „Unser“ geben.